

Frankfurter Studenten zwischen 1914 und 1959: Das Wechselvolle des Politischen

Schon die Gründer der Stiftungsuniversität förderten studentisches Engagement



Am 31. Mai 1915 trafen sich Korporierte sowie Nichtkorporierte und einigten sich mit der Universitätsleitung auf eine Satzung für den AStA. Sowohl Verbindungs- als auch Freistudenten, die an anderen Hochschulen traditionell in Opposition zueinander standen, organisierten sich unter dem Dach des »Allgemeinen Studentenausschusses«. Die meisten Studentenausschüsse entstanden in Deutschland erst im Frühjahr 1919 als Gegenstück zur verfassungsgebenden Nationalversammlung.

Die Frankfurter Studenten übten mit ihrer gewählten Interessenvertretung nicht nur demokratische Praxis, sondern übernahmen auch füreinander Verantwortung: Der AStA war für die Studenten ein wichtiges Mittel zur Selbsthilfe. Denn die studentischen Vertreter diskutierten mit Wilhelm Merton nicht allein über den Aufbau einer

Studentisches Leben: Eine Studentin wartet mit zwei Kommilitonen auf den Vorlesungsbeginn – Szene aus der Semesterchronik des studentischen Filmstudios. Einen Schmalfilm über die Universitätsfeste, die damals regelmäßig veranstaltet wurden, führte das Filmstudio der Studentenschaft erstmals im November 1951 vor. Wenige Wochen später, am 17. Dezember, gründeten neun Frankfurter Studenten das »Film-Studio« (»Pupille«). Sie setzten sich zum Ziel, ihre Kommilitonen nicht nur theoretisch in Filmfragen zu unterweisen, sondern auch mit praktischer Film-Arbeit vertraut zu machen. Die Studenten drehten eine Reihe von Dokumentarfilmen.

Ohne Studenten wäre eine Universität nur eine Akademie. Erst Studenten machen aus einer reinen Forschungsstätte eine »universitas magistrorum et scholarium«, eine Gemeinschaft von Lehrern und Studenten. In Frankfurt spielten die Studenten von Anfang an eine große Rolle für den Ausbau und die Entwicklung der Universität. Bereits kurz nach Universitätsöffnung erhielten sie eine eigene Selbstverwaltung. Gründungsrektor Richard Wachsmuth unterstützte die Bildung eines Allgemeinen Studentenausschusses (AStA), nachdem zuvor Berlin als erste deutsche Hochschule ihren Studenten eine Interessenvertretung genehmigt hatte.

Im »Film-Studio« führten die Studenten nicht nur Fremdproduktionen vor – wie Jean Cocteau's Erstling »Das Blut eines Dichters« oder Murnaus »Faust«, sondern drehten auch eigene Filme. Ivar Rabeneck, Gründungsvorsitzender, sorgte für den Schnitt der Semesterschau 1952.



Mensa, in der den Studenten preiswerte Mahlzeiten angeboten wurden, sondern empfahlen auch Krankenkassen, kümmerten sich um Wohnungen oder vermittelten Stipendien, Darlehen sowie Nebenjobs. Der AstA sorgte sich darum, die soziale und wirtschaftliche Lage der Studenten zu verbessern.

Gegensätzen die Schärfe nehmen: Die »Frankfurter Universitätszeitung«

Das Programm der Universitätsgründer sah vor, studentische Initiativen zu fördern. Die Studenten sollten sich mit ihrem Studienort identifizieren und somit zum Erfolg der Universität Frankfurt beitragen. Eine der studentischen Initiativen war die »Frankfurter Universitätszeitung«, die am 26. Oktober 1914 erstmals erschien. Neben Themen rund um das Studium, Büchertipps und Veranstaltungskalender fanden sich in der Zeitung auch die amtlichen Mitteilungen der Universität. Außerdem berichteten die Redakteure über Vorträge oder druckten Artikel von Mitgliedern des Lehrkörpers ab. Das Blatt verstand sich sowohl als »Spiegelbild des Universitätslebens in geistiger und geselliger Hinsicht« als auch als Organ aller Studenten, »um den Gegensätzen in den studentischen Richtungen ihre unnötige Schärfe zu nehmen und einen besseren modus vivendi mitschaffen zu helfen«. Finanziert wurde die Zeitung von einem der Universitätsgründer, Wilhelm Merton. Er unterstützte die Redaktion in ihrem Tagesgeschäft. Als die Zeitung allerdings keinen Schriftleiter mehr hatte und der AstA insgesamt als Herausgeber im Impressum erschien, ging die »Frankfurter Universitätszeitung« ein. Ende des Wintersemesters 1920/21, im sechsten Jahr, erschien die letzte Ausgabe.

Der erste Schriftleiter der Universitätszeitung, der Student Eduard Schreiber, musste nach kurzer Zeit sein Amt aufgeben, weil er zum Militärdienst in die Mainzer Garnison eingezogen wurde. Damit ereilte ihn das Schicksal vieler Frankfurter Kommilitonen. Als der Lehrbetrieb an der neu gegründeten Frankfurter Universität gerade begann, war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Zahlreiche Studenten immatrikulierten sich zwar noch, zogen aber kurz darauf ins Feld. Trotz des Kriegs-



Grundsteinlegung für das Studentenhaus. Um das studentische Gemeinschaftsleben zu fördern, wurde während des Rektorats von Boris Rajewski (1949–1951) ein Studentenhaus geplant. Dank einer Spende der amerikanischen Hochkommission und finanziellen Zuwendungen von Stadt und Land konnte die Firma Philipp Holzmann mit der Ausführung des Baus unter Leitung des Architekturbüros Apel-Letocha-Rohrer-Herdts beauftragt werden. Zur Grundsteinlegung am 25. Mai 1951 kam auch der Hochkommissar der US-Regierung und Militärgouverneur in Deutschland, John McCloy, mit seiner Ehefrau.

bruchs besuchten nach zwei Semestern über 1000 Studenten die Universität. Gegen Ende des Kriegs waren sogar fast 2400 Studenten immatrikuliert.

100 Frauen unter den ersten Studierenden

Für die ersten Frankfurter Studenten verlief der Start ins akademische Leben aufgrund des Kriegs ohne Glanz. Die Inauguratoren hatten der politischen Situation Rechnung getragen und auf Feiern anlässlich der Universitätseröffnung verzichtet. Auch die erste Immatrikulation, die am 20. Oktober 1914 erfolgte, fand nur in kleinem Kreise statt. Rektor Richard Wachsmuth begrüßte den Medizinstudenten Paul Roediger, Sohn eines Mitgründers der Universität Frankfurt, als ersten Studenten sowie 43 weitere Kommilitonen per Handschlag. Dann vereidigte er sie auf die Universitätsgesetze. Insgesamt schrieben sich im ersten Semester 100 Frauen und 518 Männer ein. Dass im Vergleich zu anderen Hochschulen in Frankfurt so viele Studentinnen immatrikuliert waren, zeugt von der liberalen und weltoffenen Atmosphäre an der Universität: Für die Stifter und Bürgerfamilien war das Frauenstudium ebenso selbstverständlich wie die unbegrenzte Aufnahme jüdi-

scher oder ausländischer Studenten.

Die Studentinnen pflegten Kriegsverwundete oder betreuten Kinder von Kriegsteilnehmern in eigens dafür eingerichteten Horten. Daneben kämpften sie für das Frauenstudium an allen Hochschu-

Jobs für Studenten: Nach der Währungsreform gründete die Frankfurter Studentenschaft den »Studentischen Schnelldienst«. So sollten bedürftigen Studenten rasch und unkompliziert Arbeiten vermittelt werden.



len und organisierten sich zu diesem Zweck in eigenen Vereinen.

Studentenverbindungen gab es an der Universität Frankfurt zwar von Anfang an, sie spielten aber keine so große Rolle im akademischen Alltag wie in anderen, älteren deutschen Universitätsstädten. Das lag vor allem an der besonderen Verfassung als Stiftungsuniversität. Hinzu kam, dass nur wenige Studenten Einheimische waren oder in der Stadt wohnten. Die meisten Universitätsbesucher fuhrten mor-



Die »Frankfurter Universitätszeitung« war seit Sommer 1914 das Organ für die Studentenschaft. In ihrer Ausgabe vom 26. Juni 1914 gab sie die Genehmigung der Universität Frankfurt durch Kaiser Wilhelm bekannt. Ein Jahr nach Aufnahme des Lehrbetriebs meldete die Universität bereits über 1000 Immatrikulierte.

gens in die Stadt und verließen sie nachmittags oder abends wieder, hatten also keine Zeit für geselliges Studentenleben in einem Corps, einer Burschenschaft oder einer Verbindung.

Auf der Suche nach Orientierung: »Dem Unfasslichen einen Sinn abringen«

Nach Ende des Kriegs kehrten Überlebende der »Frontgeneration« an die Universität Frankfurt zurück, um ihr Studium fortzusetzen und mit einem Hochschulabschluss abzuschließen. 136 Frankfurter Studenten, darunter 28 der ehemaligen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, waren gefallen. »Wir waren«, schrieb der Student Otto Monsheimer, »aus den Schüt-

zengräben zurückgekehrt, im tiefsten erschüttert von Geschehnissen und Erfahrungen, von denen wir nur soviel begriffen hatten, dass wir mit ihnen fertig werden müssen, wenn anders dem Unfasslichen ein verpflichtender Sinn abgerungen werden sollte.« Auf der Suche nach geistiger Orientierung strömten die jungen Erwachsenen in die Vorlesungen und Seminare der Philosophischen und der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

Dabei nahm vor allem die WiSo-Fakultät einen enormen Aufschwung. Lag sie im Wintersemester 1918/19, gemessen an den Studentenzahlen, nur an dritter Stelle, so avancierte sie während der Weimarer Republik zur bestbesuchten Fakultät. Im Sommersemester 1921 waren 3729 Männer und 422 Frauen an der Universität Frankfurt eingeschrieben, davon 1811 Studenten und 150 Studentinnen an der WiSo-Fakultät. Hinzu kamen 227 Besucher, die als Gäste an den Vorlesungen und Seminaren der fünften Fakultät teilnahmen.

Charisma akademischer Väter: »Mit heißem Herzen und kühlem Kopf«

In den 1920er Jahren zog es auch Ludwig Erhard an die Frankfurter Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät. Wie andere Kommilitonen war er verwundet aus dem Krieg heimgekehrt. Erhard sah nach den Schrecken des Kriegs im Hochschulstudium Lebensperspektive und Neuorientierung. Er immatrikulierte sich am 4. November 1922. »Was war ich schon? Ein Student, der Betriebswirtschaft lernen wollte, aber von volkswirtschaftlichem Eifer besessen war«, kommentierte er rückblickend die Zeit. Erhard lernte in Frankfurt den Nationalökonom und Soziologen Franz Oppenheimer kennen, der sein akademischer Vater wurde und seine Ideen zur sozialen Marktwirtschaft förderte: »Franz Oppenheimer, mein geliebter Lehrer, war ein Mann, der mit heißem Herzen, aber mit kühlem Kopfe an die Probleme herangegangen ist. [...] Er hatte das rechte Augenmaß für die Dinge«, würdigte Erhard seinen Doktorvater.

Herausragende Professoren, von denen es in den 1920er Jahren in Frankfurt eine Fülle gab, brachten exzellente Schüler hervor. An der Naturwissenschaftlichen Fakultät

studierte der spätere Physiknobelpreisträger Hans Bethe. Zu seinen Kommilitonen zählten Ruth Moufang und Ottilie Edinger. Theodor Wiesengrund (Adorno) besuchte neben Martin Kessel, Gabriele Tergit und Nikolai Pewsner die Philosophische Fakultät, und Carl Zuckmayer entschied sich für ein Studium der Rechtswissenschaft.

»Der Staat ist erobert, die Hochschule noch nicht!«

Vor der »Machtergreifung« bekämpften sich in Frankfurt vor allem zwei Studentengruppen: die Rote Studentengruppe (RSG) und der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund (NSDStB). Die RSG war ein Zusammenschluss von Mitgliedern der Studentengruppe der KPD, der KPO (Kommunistische Partei Opposition) sowie der SAP (Sozialistischen Arbeiterpartei). Fast zehn Prozent aller Frankfurter Studenten waren Mitglied der 1931 gegründeten Roten Studentengruppe oder sympathisierten zumindest mit den Kommunisten. Der Nationalsozialistische Deutsche Studentenbund war bereits 1931 an vielen Hochschulen stärkste Kraft in den Studentenvertretungen. In Frankfurt stellte der NSDStB erstmals 1927 den AstA-Vorsitzenden. »Es gab gelegentlich interessante Auseinandersetzungen und häufig heftige Prügeleien«, beschrieb Marion Gräfin Dönhoff ihre Studienzeit (1931–1934) in Frankfurt. Eine dieser Auseinandersetzungen zwischen kommunistisch gesinnten Studenten und Nationalsozialisten beschrieb der Frankfurter Student Joseph Dünner wie folgt: Mitglieder der SA waren ihm und einigen seiner Kommilitonen hinterhergejagt. »Meine Leute waren unbewaffnet und auf Hilfe von Arbeitern aus der Stadt konnte diesmal nicht gerechnet werden.« Dünner rannte mit seinen kommunistischen Mitstreitern in den Ehrenhof. Dort verteidigten sie sich, indem sie die Professorenbüsten, welche die Galerie des Lichthofs schmückten, aus ihrer Verankerung rissen und sie nach den Nationalsozialisten warfen. Die gaben sich für diesmal geschlagen und ergriffen die Flucht.

»Mich zog es zu den Roten«, erinnerte sich Marion Gräfin Dönhoff an die Zeit, »weil nur sie den Kampf gegen die Nazis ernsthaft und kompromisslos führten.« Allerdings ging



»Demokratie wagen«: Heiße Debatten im Studentenparlament Mitte der 1960er Jahre. Das Studentenparlament, das jährlich von den Immatrikulierten gewählt wird, bestellt den Allgemeinen Studentenausschuss, er vertritt seit Universitätsgründung die Interessen der gesamten Studentenschaft.



dieser Kampf im Januar 1933 verloren. Die Anhänger Hitlers übernahmen auch an den Hochschulen die Macht, sowohl die Universitätsverwaltung als auch die Studenten erhielten bekennende Nationalsozialisten als »Führer«. Die Studenten störten Seminare missliebiger Professoren oder boykottierten Vorlesungen jüdischer Dozenten. Spätestens nach dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 spürten auch die Studenten die neuen Machtverhältnisse. Am 25. April folgte das Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen. Im Januar 1934 durften jüdische Studenten nur noch in Ausnahmefällen zum Doktor promovieren, seit Frühjahr 1937 war ihnen die höchste akademische Graduierung versagt: »Der deutsche Dokortitel ist ein Ehrentitel, und den verleihen wir nicht an Juden«, begründete der Dekan der Medizinischen Fakultät die Ablehnung eines Antrags auf Annahme als Doktorand gegenüber einem jüdischen Studenten. Die Fakultäten entzogen sogar einem Teil der bereits promovierten Studenten den Doktorgrad. Zwischen 1933 und 1945 gab es in Frankfurt 114 Aberkennungen des Doktorgrads, das waren fast doppelt so viele wie in Gießen und Marburg zusammen.

Erst »ein Kind für den Führer«, dann ein Studium

Seit Frühjahr 1938 war auch in Frankfurt eine Immatrikulation nur noch mit »Ariernachweis« möglich. Zu diesem Zeitpunkt gab es in Frankfurt noch rund 1600 Studenten. »Der deutsche Student ist nationalsozialistisch«, stellte Reichsstudentenführer Gustav Adolf Scheel fest und ergänzte: »Er [der

Student] sieht in seinem künftigen Beruf politische Führungsaufgaben und weiß, dass deren Erfüllung nur mit Hilfe der Bewegung möglich ist.« Denn – so lautete das erste von zehn Geboten, die in dem Organ »Der Frankfurter Student« vom 1. November 1937 abgedruckt waren – »Deutscher Student, es ist nicht nötig, daß Du lebst, wohl aber, daß Du Deine Pflicht gegenüber Deinem Volk erfüllst!«

Wie sah der Alltag des Frankfurter Studenten in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre aus? Bevor er das Studium beginnen konnte, musste er seinen zweijährigen Wehrdienst sowie ein halbes Jahr Arbeitsdienst geleistet haben. Während seines Studiums gehörten Geländesportübungen, Besuche von politischen Vorträgen und Teilnahme an Schulungslagern zu seinen Pflichten. Bereits im Wintersemester 1933/34 erhielt er ein Heft, in dem die zuständige Fachschaft die Teilnahme an den Pflichtversammlungen bescheinigte. In den Semesterferien wurde Fabrik- oder Landdienst geleistet, denn – so hieß es seitens der Studentenschaft: »Wir wollen dem Arbeiter zeigen, daß es an der Universität noch Kerle gibt, die mit ihm in einer Kampffront gegen Geldsack, Standesdünkel, gegen das morsche verfaulte Spießbürgertum stehen.« Für weibliche Studenten gab es zeitweise sogar einen »numerus clausus«, der jedoch 1936 aufgehoben wurde, da die Zahl der Studentinnen ohnehin unter zehn Prozent lag. Erst nach Ausbruch des Zweiten Weltkriegs stieg die Zahl der Studentinnen wieder an. 1941 besuchten 31 Prozent Frauen die Universität, im Wintersemester 1943/44 betrug ihr Anteil sogar über 50 Prozent.

Selbstverständlich waren auch die Studentinnen von außeruniversitären

Begrüßung mit Handschlag – so hieß der Rektor in den Anfangsjahren der Universität jeden neu eingeschriebenen Studenten willkommen und verpflichtete ihn auf die akademischen Gesetze. Nach dem Zweiten Weltkrieg sprachen zwölf Studenten – zwei von jeder Fakultät und zwei von der »Abteilung für Erziehungswissenschaften« (AfE) – stellvertretend für ihre Kommilitonen den akademischen Eid. Die Immatrikulationsfeiern fanden dann getrennt nach Fakultäten statt.

sitären Pflichten nicht ausgenommen. »Wir wollen«, schrieb die Leiterin der Frankfurter »Arbeitsgemeinschaft nationalsozialistischer Studentinnen« (ANST), Annemarie Benner-Müller, »weder eine vermannlichte noch eine intellektuelle



Am »Tag der Arbeit« 1934 trafen sich Frankfurter Verbindungsstudenten in vollem Chargenwuchs vor der Alten Oper. Die studentischen Verbindungen, seit Beginn des 20. Jahrhunderts auch Korporationen genannt, wurden kurze Zeit später von den Nationalsozialisten verboten.

Studentin. [...] Wir kommen als Suchende an die Hochschule [...] Wir legen darum den größten Wert auf eine wirklich gute politische Schulung.« Gauleiter Jakob Sprenger forderte bei einem Vortrag vor Frankfurter Studentinnen sogar ein »Kind für den Führer« als Zulassungsbedingung zum Studium.

Die meisten Studenten waren und blieben unpolitisch. Das belegen auch die Berichte der Studentenfürher. Georg Wilhelm Müller klagte: »Bei Übernahme der Studentenschaft durch mich war nur ein verschwindend geringer Teil der



Zupackend: Nach der Wiedereröffnung der Universität zu Beginn des Jahres 1946 halfen Studenten, Professoren, Dozenten und Assistenten, den Schutt aus den intakt gebliebenen Räumen hinauszutragen. Unter der Regie des damaligen Assistenten Walter Ried begannen Studentinnen und Studenten mit dem Wiederaufbau des Chemischen Instituts. Sachverständige hatten sich zuvor für einen Abriss der Ruine ausgesprochen. Bereits zum Wintersemester 1946/47 konnte ein Unterrichtsbetrieb im wieder aufgebauten Institutsgebäude aufgenommen werden.

letzt privaten studentischen Initiativen war es zu verdanken, dass der Wiederaufbau der Universität rasch gelang, wie das Beispiel des von Bomben zerstörten und für baufällig erklärten Chemischen Instituts in der Robert-Mayer-Straße zeigt. Das Gebäude sollte abgerissen werden. Doch der damalige Assistent am Institut, Walter Ried, befreite mit Kommilitonen die Ruine in monatelanger Arbeit von Schutt und Trümmern, stützte Wände und Decken ab und erreichte so, dass der Bau wieder in Betrieb genommen werden konnte.

Zu Beginn der 1950er Jahre beserte sich dann nicht nur die wirtschaftliche Lage der Studenten. Auch das Studentenleben auf dem Campus in Bockenheim erfuhr

gleichen Jahr konnte der Grundstein für ein Studentenhaus gemauert werden. Nach fast zweijähriger Bauzeit überreichte der Architekt Otto Apel am 21. Februar 1953 dem Rektor der Universität, Max Horkheimer, die Schlüssel für das Studentenhaus. An der Einweihung nahmen neben Professoren und Studenten auch Oberbürgermeister Walter Kolb und Ministerpräsident Georg August Zinn sowie Bundespräsident Theodor Heuss und US-Hochkommissar James Bryant Conant teil, dessen Regierung sich an der Finanzierung des Studentenhaus beteiligt hatte. 31 Studentinnen und 94 Studenten fanden im Haus eine Bleibe, neben Clubräumen, Pingpongssaal, Festsaal und Bibliothek gab es auch eine Mensa sowie ein Filmstudio.

Das Quartier Latin, das Faschingsfest der Frankfurter Studenten, wurde in den 1950er Jahren zu einer festen Einrichtung, auch wenn die Universitätsleitung immer wieder Bedenken hegte wie im Februar 1959, als die Dekoration des Festes, bestehend aus Damenunterwäsche, nicht nur beim Rektor Anstoß erregte und das Fest deswegen zu platzen drohte.

Das Gros der Nachkriegsstudenten blieb unpolitisch. In einer Umfrage fand Jürgen Habermas heraus, dass sich in den späten 1950er Jahren 13 Prozent der Befragten als unpolitisch, elf Prozent als irrational und 19 Prozent als rational Distanzierte, 19 Prozent als naive Staatsbürger und nur 29 Prozent als reflektierte Staatsbürger sowie neun Prozent als Engagierte einstufen. Von einer Rebellion waren die Studenten weit entfernt. Bis zur Auflehnung gegen die Vätergeneration und zur Revolte gegen das Establishment vergingen noch zehn Jahre. Die Universität Frankfurt und die 68er-Generation ist ein eigenes spannendes Thema. ◆



Studentenausweis des späteren Physik-Nobelpreisträgers aus dem Jahre 1967: Hans Bethe studierte in den Jahren 1924 bis 1926 an der Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Frankfurt. Der Fachbereich Physik würdigte das wissenschaftliche Werk des mittlerweile 98-jährigen Bethe in diesem Jahr mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde.

Studenten in SA und SS. Die Korporationen hatten insgesamt nur wenige hundert Angehörige. Alle übrigen waren indifferent oder marxistisch. « Auch unter den Professoren gab es wenige fanatische Anhänger der Nationalsozialisten.

Den »demokratischen Geist festigen«

Nach der militärischen Niederlage und dem Zusammenbruch des »Dritten Reichs« folgte für die Studenten eine Phase der Ernüchterung. Im Gegensatz zur Situation nach dem Ersten Weltkrieg waren Universitätsgebäude zerstört und der Lehrbetrieb eingestellt. Erst im Februar 1946 begann wieder akademisches Leben auf dem Campus. Nicht zu-

neue Impulse. Um den »demokratischen Geist an der Universität zu festigen«, gründeten Studenten 1951 die Zeitung »Diskus«, die sich im Laufe der Jahre zu einer der renommiertesten Studentenzeitungen Deutschlands entwickeln sollte. Im

Studieren in Frankfurt von 1914 bis 2004

Das Frankfurter Universitätsarchiv zeigt anlässlich des Jubiläums »90 Jahre Johann Wolfgang Goethe-Universität« im Foyer des Casinos, Campus Westend, Exponate rund um das Studium. Themen der Ausstellung, die am 18. Oktober eröffnet und bis 5. November 2004 zu sehen sein wird, sind: die ersten

Studenten, studentisches Leben und Alltag, berühmte Studenten, Studenten und Nationalsozialismus, Generation 1968, Studieren heute.

Weitere Informationen zur Ausstellung unter <http://www.uni-frankfurt.de/uniarchiv/aktuelles.html>

Der Autor

Dr. Michael Maaser leitet seit 2002 das Universitätsarchiv und organisiert anlässlich der 90-Jahr-Feier der Universität gemeinsam mit einem Wissenschaftler-Team des Historischen Seminars die Vortragsreihe »Frankfurter Wissenschaftler zwischen 1933 und 1945«.